

Ein Trostpflasterchen fürs Volk

Wieso der Bund lieber Jodtabletten gegen Atomunfälle statt Wirkstoffe gegen die Vogelgrippe verteilt



Beda M. Stadler

Die offizielle Schweiz hat ein verwirrendes Risikoverständnis. Falls Sie, liebe Leserin, lieber Leser, im Umkreis von zwanzig Kilometern eines Kernkraftwerks wohnen, haben Sie ungefragt Jodtabletten aus der Militärapotheke erhalten. Diese Verteilung war eine Überdotation, das heisst, es wurden mehr Tabletten an Personen und Betriebe verteilt, als im Katastrophenfall benötigt werden. Und wer wusste schon, dass die Tabletten nur gegen die Spätfolgen von radioaktivem Jod schützen, gegen die Strahlung aber nutzlos sind? Die Jodtabletten haben trotzdem keine Panik ausgelöst.

Wir wissen alle, wie gefährlich die Kernenergie ist und wie sicher unsere Kernkraftwerke sind. Ob man nun eher Greenpeace oder den Behörden glaubt – ein Unfall scheint nur einmal in zehntausend bis hunderttausend Reaktorbetriebsjahren möglich. Und da man bei Greenpeace normalerweise getrost eine Potenz wegnehmen darf, wirken die Kernkraftwerke doch relativ sicher. Der staatliche Liebedienst war also nicht überwältigend, Jodtabletten sind überdies auch nicht besonders teuer. Aber etwas gegen die Atomkraftwerke in der Hausapotheke zu haben, beruhigt eben ungemein. Die Tabletten sind ein echtes Trostpflasterchen.

Ein gänzlich anderes Risikoverständnis gilt für die Vogelgrippe. Bei

der Vogelgrippe geht es nicht darum, ob etwas passiert, sondern nur darum, wann es passiert. Warum also schickt die Militärapotheke nicht allen Schweizerinnen und Schweizern eine Packung Tamiflu? – Nein, es geht mir hier nicht um Reklame für ein Präparat. Und nein, ich bin mit der Herstellerfirma weder verschwägert noch verwaltungsraat. Tamiflu ist ganz einfach eines der wenigen Medikamente, das bei der Vogelgrippe wirken würde und noch fast keine Resistenzen kennt. Anders als bei den Jodtabletten ist das Bundesamt für Gesundheit allerdings der Meinung, die Bevölkerung solle sich nicht mit Tamiflu eindecken. Eine Umfrage unter Kollegen hat indes ergeben, dass sich die meisten bereits eingedeckt haben oder daran denken, dies bald zu tun. Die Vogelgrippe wird also nächstens einen Run auf dieses Medikament auslösen. Im Katastrophenfall werden wir vor den Apotheken Schlange stehen, weil spätestens dann jeder merkt, dass nur für 25 Prozent der Bevölkerung eine Zehnerpackung vorrätig ist. Die Behörden werden der Bevölkerung den Rat geben, grössere Menschenansammlungen zu meiden und vor allem Orte, wo es infizierte Patienten haben könnte. Darüber können Sie dann – fiebrig und mit Gelenkschmerzen – in der Schlange vor der Apotheke nachdenken.

Ist es sinnvoll, eine Schachtel Medikamente, die über 80 Franken kostet, einfach so an jede Haushaltung zu verteilen? Sicher! Wie die Jodtabletten nützt Tamiflu nur wirklich, wenn es innerhalb der ersten 48 Stunden eingenommen wird. 24 Stunden werden bereits vergehen, bis jeder die Symptome erkennt, und danach würde er in einen Stau im Wartezimmer des Hausarztes geraten und dort weitere Leute anstecken. Eine Gratisverteilung würde indes eine unnütze politische Debatte auslösen und ist unwahr-



ILLUSTRATION: GABI KOPP

scheinlich. Für Bundesrat Couchepin ergäbe sich also eine einmalige Gelegenheit zur Imagepflege. Er könnte das Medikament subito aus der Rezeptpflicht nehmen. Die Lagerfähigkeit von Tamiflu wird wahrscheinlich

Darüber können Sie dann – fiebrig und mit Gelenkschmerzen – in der Schlange vor der Apotheke nachdenken.

auf fünf Jahre klettern, so dass künftig jeder, der in Eigenverantwortung Vorsorge betreibt, sogar bei der nächsten normalen Grippe profitieren könnte.

Sollte es trotzdem zu einer behördlichen Gratisabgabe von Tamiflu kommen, dann bitte nur an Leute, die sich kürzlich gegen Grippe haben impfen lassen. Das unmutierte Vogelgrippevirus ist nämlich harmlos. Es mutiert nur in Menschen zur tödlichen Gefahr, die zugleich eine Grippe haben. Das sind bekanntlich Leute, die sich nicht impfen lassen. Diesen impfkritischen Eltern und Ärzten sollte man also Tamiflu teuer verrechnen,

schliesslich sind sie eine Gefahr für die Öffentlichkeit, die weit über die eines Atomkraftwerks hinausgeht.

Was tun andere Länder für ihre Bürger? China soll bereits eine Impfung gegen die Vogelgrippe haben, was – nur bei Vögeln angewendet – vielleicht sogar ein Unsinn ist. In Amerika hingegen hat man reagiert. Zwei der grössten Impfstoffhersteller haben den Auftrag, einen humanen Impfstoff zu entwickeln. Wunderbar, denkt man, jetzt können wir die Hände in den Schoß legen! Weit gefehlt. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass der freie Warenverkehr für Impfstoffe rasch eingeschränkt wird. Jedes Land wird zuerst seine eigenen Leute impfen. Es gibt zwar auch bei uns Pläne, einen Impfstoff herzustellen, nur vergeht zwischen Planung und erfolgreicher Impfung der Bevölkerung im besten Fall ein Jahr. Das heisst, die ersten paar Vogelgrippewellen müssten wir mit Tamiflu überleben.

Die Biologie birgt also echte Gefahren. Am besten scheint man sie verdrängen zu können, indem man Gefahren besiegen will, die gar keine sind. So zum Beispiel am 27. November. Dann können wir über ein Moratorium «für Lebensmittel aus gentechnikfreier Landwirtschaft» abstimmen. Allerdings geht von Genfood erwiesenermassen keine Gefahr aus. Von Genfood hat noch nie jemand Kopfweh gekriegt. Es wird dagegen nie Jodtabletten oder Tamiflu brauchen. Die einzige Gefahr ist, dass sich an den Urnen ein paar Wissenschaftler zu Tode lachen, weil unser Risikoverständnis so absurd ist. Übrigens, die billigsten Impfstoffe werden in Pflanzen produziert werden. Aber klar, wer will denn schon einen gentechnischen Impfstoff gegen die Vogelgrippe?

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

Nachruf

Geschichten für die Schweiz

Markus Kutter, der die Werbeagentur GGK mit gründete, ist 79-jährig gestorben

Er hat die meiste Zeit seines Lebens Bücher verfasst: historische, politische, poetische. Zu internationalem Ruhm aber brachte der Doktor der Geschichte es als Werber. Gefuchst hat ihn das nie.

«Ein Leben als Werber macht auch nicht blöder als eines als Scheidungsanwalt», sagte er vor drei Jahren einer Journalistin. Sein Metier habe ihn doch immerhin eine «amüsierte Grundhaltung» gelehrt und seine «Lust am Spiel» ausleben lassen.

Geboren wurde Markus Kutter 1925 in Beggingen, am Schaffhauser Randen. In Basel besuchte er das humanistische Gymnasium am Münsterplatz; in Basel, Genf, Paris und Rom studierte er Geschichte. 1954 doktorierte er mit einer Arbeit über einen Konfessionsflüchtling des 16. Jahrhunderts, Celio Secondo Curione.

Ein Jahr zuvor war er eingetreten in die Basler Chemiefirma J. R. Geigy, wo er eine Informationsabteilung aufbaute. Das Projekt mündete 1958 in der Ausstellung «200 Jahre Geigy».

Da war Kutter bereits weitherum bekannt, und wenn nicht er, dann zumindest das Büchlein, das er mit dem Basler Freigeist Lucius Burckhardt und dem Schriftsteller Max Frisch im Januar 1955 veröffentlicht hatte. In «achtung: die Schweiz» hatten die drei gefordert, die für 1964 geplante Landesausstellung abzublenden und stattdessen eine Musterstadt zu bauen. Keine herzig in Pavillons abgepackte Schweiz, sondern der blanke Ernstfall schwebte ihnen vor: «Im Landi habe 1939 mit ihren Dörfli vorgegaukelt, die Schweiz bestünde ganz aus Bauern, nun sei es an der Zeit, sich als Städter zu sehen. Kutter und Co. wollten die Schweiz «nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Alterssylv, als Passbehörde, als Tresor,

als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle», sondern: anders, mutiger, freier.

Dass ihr Vorschlag so vage daherkam, haben die Kritiker bemängelt. Die Musterstadt wurde nicht gebaut, und Kutter machte sich ans Verkaufen, nicht an die Revolution. Für Werbung gab es in der gutgenährten Schweiz der fünfziger Jahre den grösseren Markt als für Essays, die «das heimliche Unbehagen» benannten, das «durch keinen noch so ergötzlichen Wohlstand zu verschweigen» sei. 1959 gründet Kutter mit dem Typographen Karl Gerstner eine Werbeagentur, die nach dem Zustoss von Paul Gredinger zur legendären GGK wird. Über die Landesgrenzen hinweg setzt sie neue Massstäbe, etwa mit ihren Kampagnen für die Swissair, welche mit ungewohnt grossen Textmengen

arbeiten. Was in der Branche als Tabu gilt, erklärt Kutter zur Tugend: Man müsse eben Texte schreiben, die die Leute interessierten.

Die Agentur ebnete vielen jungen Talenten den Weg ins Metier, beschäftigte ein Heer von Praktikanten. Kutters vernetzende Art wird auch von seinen Feinden gerühmt. Langweilige Konsumgüter vermarktete er nur, wenn ihm ein appetitlicher Spruch dazu einfiel («Haben Sie die richtige Frau für dieses Auto?»). Diesen Elitarismus hat er gepflegt: «Wenn uns die Zielgruppe nicht versteht, ist sie nicht unsere Zielgruppe», war einer der frechsten Sprüche des Werbers.

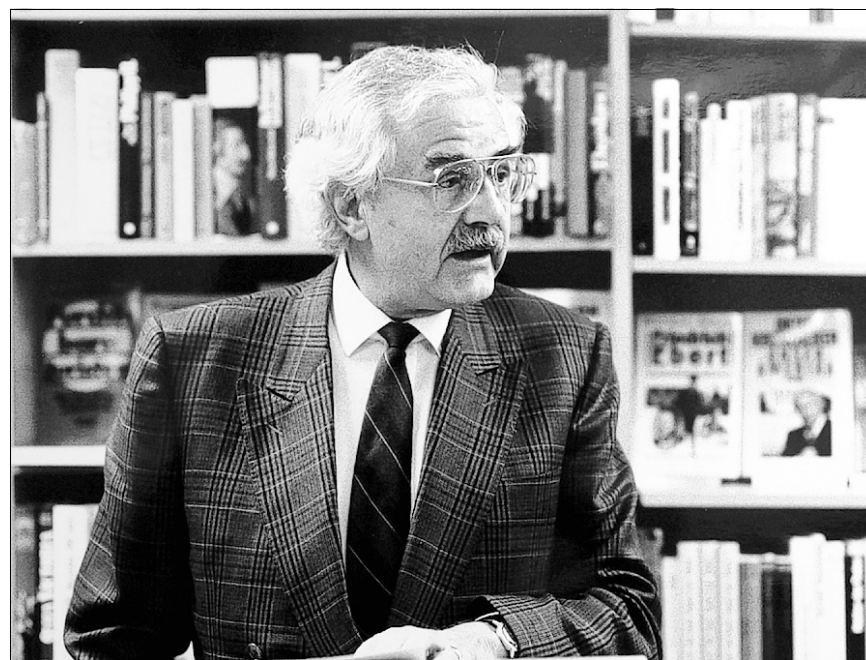
Mit 49 Jahren verkauft Kutter seine Anteile an Gredinger weiter und wird wieder Historiker. Er schreibt Bücher über «Die Schweiz von vorgestern», «das Dreieckland» – Basel – und über

die «Medienrevolution». Die Distanz zur Akademie lässt ihn die Dinge anders sehen als manchen Kollegen; Kutter will Geschichte erzählen, Anekdoten statt Theorien: die neuen strukturalistischen Ansätze interessieren ihn gar nicht. Andere Ansichten lässt er nicht gelten, öffentlich kritisiert er das millionenschwere – und letztlich gescheiterte – Projekt eines Basler Geschichtswerks, das von vielen Historikern gemeinsam hätte verfasst werden sollen. Kutter glaubt, nur ein einzelner Autor garantiere einer historischen Darstellung den nötigen Erzählfluss.

Geschichte wie Werbung hatten für ihn eine Botschaft, Zeitungen waren ein Vehikel zu deren Beförderung. Vor wenigen Wochen noch hielt er in der «NZZ am Sonntag» ein Plädoyer für die Schweizergeschichte im Schulunterricht. Kutters Stamblatt war die «Basler Zeitung», in der er eine 100-teilige Serie verfasste zum Thema: «Die Schweiz im 20. Jahrhundert». An der jüngsten Umgestaltung der «BaZ» hat er sich furchtbar gestossen: «Diese Zeitung sagt mir nichts mehr», kritisierte er deren Auftritt.

1983 gründet er die Alphaville AG, ein Textbüro mit Parterrefenster-Blick auf die Basler Augustinergasse. Kutter sei halt «ein Alphonier» gewesen, sinniert ein Kollege. Ein guter Redner war er auch, inspirierend, begeisternd. 1992 ging er als Grossrat für die Liberalen in die Politik, zuletzt amte er als Verfassungsrat. Zulezt war Mitglied des Tabakskollegiums, des Basler Clubs hochmöglicher Herren.

Immer hat er auch gedichtet. Nicht elegisch, sondern pointiert. In seinem «Inventory mit 35» bastelte er aus Ortsnamen aus dem Telefonbuch absurde Merksätze, im Klang so konservativ und vorwärts drängend wie er selbst: «Brunnen graben, Hurden halten, Neuwelt bauen». David Hesse



Er lebte mit Büchern: Markus Kutter, 1985. (Claude Giger)



Nachsatz

Monika Rosenberg

O bwohl der Karneval eigentlich längst vorbei ist beziehungsweise noch lange nicht droht, werden die Politiker vom Fasnachtsfieber heimgesucht. Nur so kann man sich die Verkleidungsmanie erklären, die in Bundesbern ausgebrochen ist. Von der Maskierungswut werden vor allem jene heimgesucht, die die Eidgenossenschaft nicht durch die «Ostzuwanderung» verwässern möchten. Um ihre immer gleiche Botschaft zu vervielfältigen, präsentieren sie sich unter ständig wechselnden Identitäten. An einem Tag tritt man als Wirtschaftsvertreter im Komitee «Wirtschaft gegen die Personenfreizügigkeit» auf, am anderen Tag ist man als Bauer ebenfalls dagegen, am dritten Tag sagt man als Mitglied des Komitees «KMU gegen die Personenfreizügigkeit» nochmals Nein, und beim vierten Auftritt ist man einfach Teil des bürgerlichen Komitees gegen die «Ostzuwanderung» – alles in einer Person. Statt mit der bescheidenen Dreifaltigkeit sehen wir uns mit einer eigentlichen Mehrfaltigkeit konfrontiert. Die wundersame Vermehrung der immer gleichen Komitees mit den immer gleichen Mitgliedern und Argumenten dürfte bei weitem noch nicht abgeschlossen sein. Bis zum 25. September bleibt noch Zeit genug für weitere Überraschungen. Die «Schuhersatzfabrikanten gegen die Personenfreizügigkeit» beispielsweise sind uns bis zur Stunde noch nicht begegnet. Und auch die «Hebammen gegen die Ostzuwanderung» fehlen noch auf der Liste der gegnerischen Komitees. Gerade sie würden uns speziell interessieren. Gleich als Drag Queens werden die strammen Mannen hoffentlich nicht auftreten.